A black and white close-up portrait of a man's face, showing his eyes, nose, and mouth. The man has a serious expression. The text is overlaid on the image.

TOTAL RECALL

**DIE WAHRE GESCHICHTE
MEINES LEBENS**

| Hoffmann und Campe |



Arnold Schwarzenegger
mit Peter Petre

TOTAL RECALL

Die wahre Geschichte meines Lebens

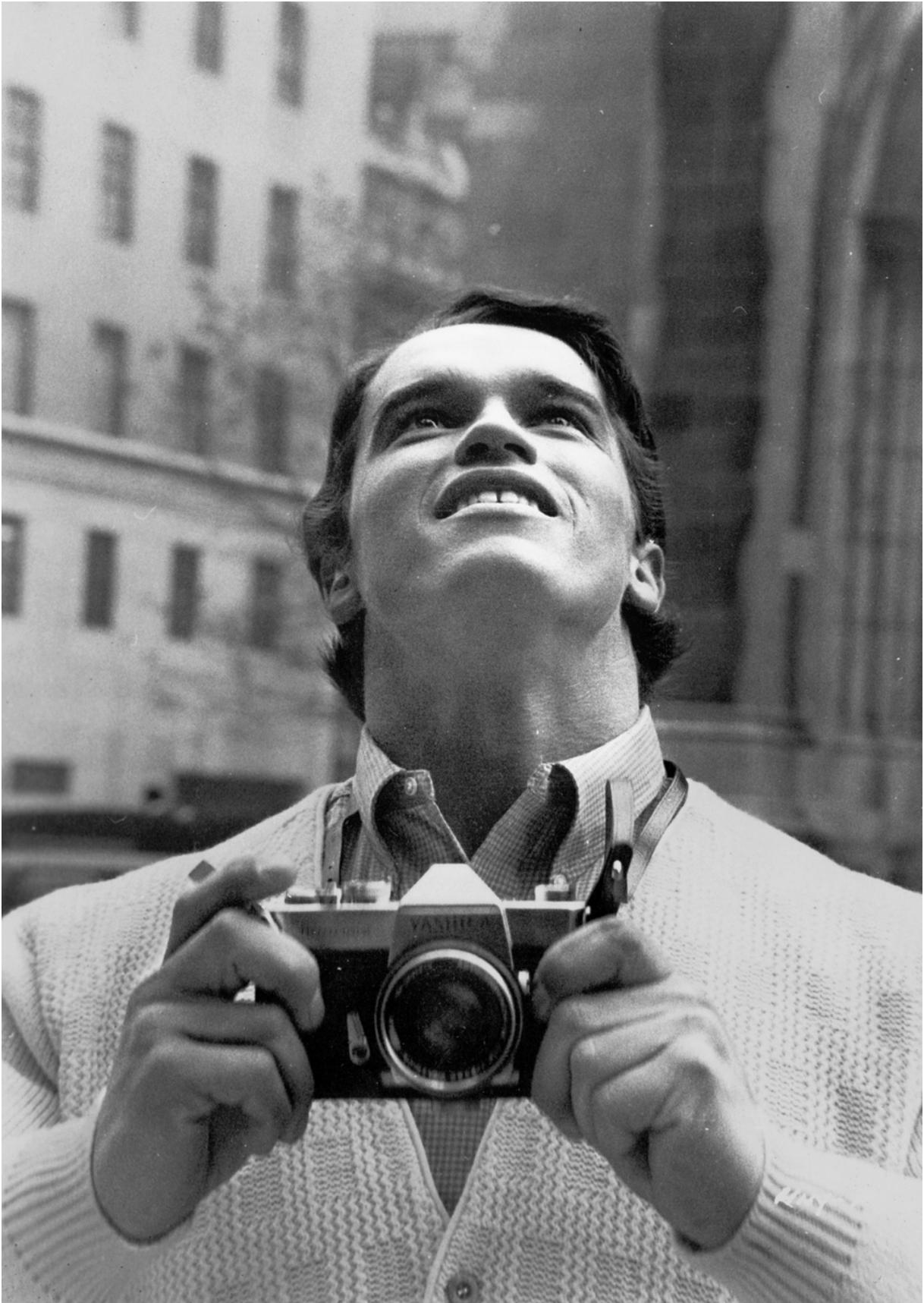
Aus dem Amerikanischen von Karlheinz Dürr,
Anne Emmert, Heike Schlatterer, Karin Schuler

| Hoffmann und Campe |

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *Total Recall - My unbelievably true life story*
im Verlag Simon & Schuster, New York.

1. Auflage 2012
Copyright © 2012 by Arnold Schwarzenegger
Für die deutschsprachige Ausgabe
Copyright © 2012 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoca.de
Covergestaltung nach dem Originalentwurf von Jason Heuer:
katrinsteigenberger.de
Foto: Greg Gorman
Satz und E-Book-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde
ISBN 978-3-455-85047-5

Für meine Familie



*Arnold betrachtet bei seiner Ankunft in Amerika die
Wolkenkratzer von New York.*

Inhalt

Kapitel 1: Out of Österreich

Kapitel 2: Erstes Krafttraining

Kapitel 3: Bekenntnisse eines Panzerfahrers

Kapitel 4: Mister Universum

Kapitel 5: Grüße aus Los Angeles

Kapitel 6: Faule Hunde

Tafelteil 1

Kapitel 7: Experten für Marmor und Stein

Kapitel 8: Ausbildung zum Amerikaner

Kapitel 9: Die größte Muskelshow aller Zeiten

Kapitel 10: Stay Hungry

Kapitel 11: Pumping Iron

Kapitel 12: Traumfrau

Kapitel 13: Maria und ich

Tafelteil 2

Kapitel 14: Was mich nicht umbringt, macht mich stärker

Kapitel 15: Endlich Amerikaner

Kapitel 16: Terminator

Kapitel 17: Hochzeit und großes Kino

Kapitel 18: Komisches Timing

Kapitel 19: Das wahre Leben eines Terminators

Tafelteil 3

Kapitel 20: Last Action Hero

Kapitel 21: Herzprobleme
Kapitel 22: Familienmensch
Kapitel 23: Eine politische Steilvorlage
Kapitel 24: Total Recall
Kapitel 25: Gouvernator

Tafelteil 4

Kapitel 26: Das Comeback
Kapitel 27: Wer braucht schon Washington?
Kapitel 28: Das wahre Leben eines Gouvernators
Kapitel 29: Das Geheimnis
Kapitel 30: Arnolds Regeln

Danksagung

Bildnachweise

Kapitel 1 **Out of Österreich**

Ich wurde in einem Hungerjahr geboren. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Österreich 1947 von den vier Siegermächten besetzt. Im Mai, zwei Monate vor meiner Geburt, kam es in Wien zu Hungerrevolten. Auch in der Steiermark, wo wir lebten, war die Not groß, überall fehlte es an Lebensmitteln. Wenn meine Mutter mich daran erinnern wollte, wie viel sie und mein Vater für mich geopfert hatten, erzählte sie noch Jahre später, wie sie von Hof zu Hof gezogen war und um ein bisschen Butter, Zucker oder Getreide gebettelt hatte. Manchmal war sie drei Tage lang unterwegs auf »Hamsterfahrt«, wie das damals hieß.

Unser Wohnort, Thal, war ein typisches Bauerndorf. Die Einwohner zählten nur ein paar hundert Familien. Ihre Häuser und Höfe standen in mehreren Weilern zusammen, die durch Pfade und Feldwege miteinander verbunden waren. Die ungepflasterte Hauptstraße zog sich über mehrere Kilometer die Berge hinauf und hinunter, gesäumt von Feldern und Nadelwäldern.

Die für unsere Region, die Steiermark, zuständige britische Besatzungsmacht sahen wir nur selten – gelegentlich fuhr ein Lastwagen mit Soldaten vorbei. Doch das im Osten angrenzende Burgenland stand unter sowjetischer Herrschaft, was uns allen sehr bewusst war. Es war der Beginn des Kalten Krieges, und die Menschen lebten in der ständigen Angst, eines Tages könnten russische Panzer anrollen und ganz Österreich würde von der

Sowjetunion besetzt werden. In der Kirche versetzten die Priester die Gemeinde in Angst und Schrecken mit Horrorgeschichten über Russen, die Babys in den Armen ihrer Mutter erschossen.

Unser Haus lag auf einer Anhöhe direkt an der Straße, doch in meiner Kindheit war es schon ungewöhnlich, wenn mehr als zwei Autos am Tag vorbeifuhren. Gleich gegenüber befand sich eine alte Burgruine, nur hundert Meter von unserer Haustür entfernt.

Auf der nächsten Anhöhe lagen das Rathaus, die katholische Kirche, wo wir auf Drängen meiner Mutter jeden Sonntag die Messe besuchten, das Dorfgasthaus als Mittelpunkt des dörflichen Lebens und die Volksschule, die mein ein Jahr älterer Bruder Meinhard und ich besuchten.

Meine frühesten Erinnerungen sind die an meine Mutter, die Kleider wäscht, und an meinen Vater, der Kohle schaufelt. Ich war noch keine drei Jahre alt, doch das Bild meines Vaters steht mir noch immer klar vor Augen. Er war ein großer, athletisch gebauter Mann und machte vieles selbst. Wenn im Herbst unser Kohlevorrat für den Winter angeliefert wurde, durften Meinhard und ich ihm helfen, die Kohle in den Keller zu schaffen. Wir waren immer sehr stolz, wenn wir ihm zur Hand gehen durften.

Mein Vater und meine Mutter stammten beide aus Arbeiterfamilien, die ursprünglich in Nordösterreich gelebt hatten und dort in der Stahlindustrie tätig gewesen waren. Die beiden lernten sich gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in Mürzzuschlag kennen, wo meine Mutter, Aurelia Jadorny, bei der städtischen Lebensmittelverteilung arbeitete. Sie war gerade einmal zwanzig Jahre und bereits Kriegswitwe – ihr Mann war acht Monate nach der Hochzeit gefallen. Eines Morgens bei der Arbeit am Schalter fiel ihr draußen auf der Straße mein Vater auf – älter als sie, Ende dreißig, aber

großgewachsen und gutaussehend. Er trug eine Gendarmenuniform, und da meine Mutter verrückt nach Männern in Uniform war, hielt sie von nun an immer Ausschau nach ihm. Sie fand heraus, wann er Dienst hatte, und sorgte dafür, dass sie dann am Schalter stand. Sie unterhielten sich durchs offene Fenster, und sie gab ihm etwas von den Lebensmitteln, die gerade verfügbar waren.

Er hieß Gustav Schwarzenegger. Die beiden heirateten Ende 1945. Er war achtunddreißig und sie einundzwanzig Jahre alt. Mein Vater wurde nach Thal versetzt und erhielt das Kommando über den örtlichen Gendarmerieposten mit vier Mann, der für das Dorf und die Umgebung zuständig war. Vom Gehalt konnte man kaum leben, doch zu dem Posten gehörte immerhin auch eine Dienstwohnung im alten Forsthaus. Der Förster wohnte im Parterre und der Gendarmerie-Kommandant mit seiner Familie im ersten Stockwerk.

Das Haus meiner Kindheit war ein schlichter Bau aus Ziegel- und Naturstein, recht geräumig, mit dicken Mauern und kleinen Fenstern, um die winterliche Kälte der Alpen draußen zu halten. Wir hatten zwei Schlafzimmer, in denen es sogar einen Kohleofen gab, und eine Küche, in der wir aßen, Hausaufgaben machten, uns wuschen und spielten. Beheizt wurde die Küche durch den Herd.

Wir hatten keinen Wasseranschluss, geschweige denn eine Dusche oder eine Toilette mit Wasserspülung, nur eine Art Nachttopf. Der nächste Brunnen war mehrere hundert Meter entfernt, doch einer von uns Brüdern musste dort Wasser holen, selbst wenn es heftig regnete oder schneite. Entsprechend sparsam gingen wir mit dem Wasser um. Es wurde auf dem Holzherd heiß gemacht und in einen Zuber gegeben, in dem wir uns mit einem Schwamm oder Waschlappen wuschen – zuerst meine Mutter mit dem noch

sauberen Wasser, dann mein Vater, und am Schluss waren Meinhard und ich an der Reihe. Uns machte es nichts aus, wenn das Wasser schon ein bisschen trüb war, solange uns dafür der Gang zum Brunnen erspart blieb.

Wir hatten einfache Holzmöbel, aber immerhin elektrische Beleuchtung. Mein Vater hatte eine Vorliebe für Bilder und Antiquitäten, aber als wir Kinder waren, konnten wir uns solchen Luxus nicht leisten. Zu unserer Unterhaltung hatten wir Musik. Meine Mutter spielte Zither und sang uns Volkslieder vor, doch der eigentliche Musiker in der Familie war mein Vater. Er konnte alle möglichen Blasinstrumente spielen – Trompete, Flügelhorn, Saxophon und Klarinette. Er komponierte auch selbst und leitete die Gendarmeriekapelle. Wenn in der Steiermark ein Polizist starb, spielte die Kapelle bei seiner Beerdigung. Im Sommer gingen wir sonntags oft in den Park, wo mein Vater dirigierte oder manchmal auch selbst spielte. In seiner Familie waren fast alle musikalisch – eine Begabung, die weder Meinhard noch ich von ihm geerbt haben.

Als Haustiere hatten wir Katzen. Ich weiß nicht, warum wir keine Hunde hatten – vielleicht, weil meine Mutter Katzen liebte und weil sie sich ihr Futter selbst beschafften und deshalb nichts kosteten. Wir hatten immer mehrere Katzen, die bei uns ein und aus gingen, ihr Schläfchen hielten, wo es ihnen gerade gefiel, oder halbtote Mäuse vom Dachboden brachten, um zu zeigen, was für großartige Jäger sie waren. Jeder in der Familie hatte seine Katze, die bei ihm im Bett schlafen durfte – das war bei uns Tradition. Einmal hatten wir sieben Katzen. Wir liebten die Katzen, wussten aber, dass wir unser Herz nicht allzu sehr an ein Tier hängen durften, denn damals ging man mit einer Katze nicht zum Tierarzt. Wenn eine Katze zu alt war oder krank und nicht mehr richtig laufen konnte, kümmerte sich mein Vater

darum. Wir warteten dann, bis wir hinten aus dem Garten einen Schuss hörten – die Pistole meines Vaters. Anschließend gingen meine Mutter, Meinhard und ich nach draußen und richteten ein Grab her mit einem kleinen Kreuz darauf.

Meine Mutter hatte eine schwarze Katze namens Muki, von der sie immer behauptete, sie sei etwas ganz Besonderes, obwohl keiner von uns hätte sagen können, warum. Eines Tages, ich war damals vielleicht zehn, stritt ich mit meiner Mutter, weil ich meine Hausaufgaben nicht machen wollte. Muki lag wie immer gemütlich auf dem Sofa. Ich muss etwas wirklich Freches gesagt haben, denn plötzlich holte meine Mutter aus und wollte mir eine Ohrfeige geben. Ich versuchte, sie abzuwehren, und traf sie dabei mit dem Unterarm. Wie ein Blitz sprang Muki vom Sofa, ging auf mich los und krallte sich in meinem Gesicht fest. Ich schrie laut auf: »Au! Was soll das?«, und zog sie von mir weg. Meine Mutter und ich sahen uns an und fingen an zu lachen, obwohl mir Blut von der Wange tropfte. Damit war eindeutig bewiesen, dass Muki etwas Besonderes war.

Nach den Schrecken des Krieges war unseren Eltern sehr daran gelegen, dass wir in sicheren und stabilen Verhältnissen aufwachsen. Meine Mutter war eine große, kräftig gebaute Frau, die praktisch dachte und sich stets zu helfen wusste. Sie war eine Hausfrau im traditionellen Sinn, die unser Heim makellos sauber hielt. Regelmäßig rollte sie die Teppiche zusammen und schrubbte auf Händen und Knien den Dielenboden mit Bürste und Seife, um ihn anschließend mit Lumpen trocken zu reiben. Sie achtete peinlich genau darauf, dass unsere Kleidung ordentlich im Schrank hing und dass Bettwäsche und Handtücher sorgfältig zusammengelegt waren, mit messerscharfen Kanten. Im Garten hatte sie Rüben, Kartoffeln und Beeren

für uns gepflanzt, und im Herbst kochte sie Gemüse und Sauerkraut in dicken Gläsern für den Winter ein.

Wenn mein Vater um halb eins von der Wache nach Hause kam, hatte meine Mutter das Mittagessen fertig, und das Abendessen stand pünktlich um sechs auf dem Tisch. Die Verwaltung der Haushaltskasse war ebenfalls ihre Aufgabe. Als Büroangestellte war sie an Verwaltungsabläufe gewöhnt und konnte gut rechnen und schreiben. Wenn mein Vater seinen Lohn nach Hause brachte, gab sie ihm 500 Schilling als Taschengeld und behielt den Rest für den Haushalt ein. Sie kümmerte sich um den gesamten Schriftverkehr und bezahlte die monatlichen Rechnungen. Einmal im Jahr, im Dezember, ging sie mit uns Kleider kaufen. Wir fuhren mit dem Bus ins nahegelegene Graz und gingen ins Kaufhaus Kastner & Öhler. Das alte Gebäude hatte nur zwei oder drei Etagen, doch für uns war es so groß wie die Mall of America. Es gab dort Rolltreppen und einen Aufzug aus Metall und Glas, von dem aus wir alles sehen konnten. Meine Mutter kaufte nur das absolut Notwendige – Hemden, Unterwäsche, Socken und so weiter. Alles wurde sorgfältig in braunes Packpapier eingeschlagen und am nächsten Tag zu uns nach Hause geliefert. Damals waren Ratenzahlungen noch neu, aber meiner Mutter gefiel es, jeden Monat nur einen Teil der Rechnung zu bezahlen, bis alles getilgt war. Solche Angebote waren eine wirksame Methode zur Ankurbelung der Wirtschaft.

Meine Mutter kümmerte sich auch um unsere Gesundheit, obwohl eigentlich mein Vater für Notfälle aller Art ausgebildet war. Mein Bruder und ich hatten jede erdenkliche Kinderkrankheit, von Mumps über Scharlach bis zu den Masern. Entsprechend versiert war meine Mutter in der Krankenpflege. Sie war einfach unermüdlich. Als wir noch klein waren, bekam Meinhard eine Lungenentzündung.

Es war ein kalter Winterabend, und es stand kein Arzt oder Krankenwagen zur Verfügung. Also ließ meine Mutter mich daheim beim Vater, nahm Meinhard huckepack auf den Rücken und marschierte mit ihm über drei Kilometer durch den Schnee bis zum Krankenhaus nach Graz.

Mein Vater war ein komplizierter Mensch, er konnte jedoch auch großzügig und liebevoll sein, vor allem meiner Mutter gegenüber. Die beiden liebten einander sehr, was man daran sah, wie sie ihm den Kaffee brachte oder er ihr kleine Geschenke machte, sie einander umarmten oder kleine Liebkosungen austauschten. Sie teilten ihre Zuneigung mit uns – wir durften immer zu ihnen ins Bett, vor allem wenn wir Angst bei einem Gewitter hatten.

Aber etwa einmal die Woche, meist an einem Freitagabend, kam mein Vater betrunken nach Hause. Er saß bis zwei, drei oder vier Uhr morgens im Gasthaus an seinem Stammtisch, mit den anderen aus dem Ort, darunter oft auch der Priester, der Schulrektor und der Bürgermeister. Wir wachten auf, wenn er zornig durchs Haus polterte und meine Mutter anbrüllte. Die Wut hielt nie lange an, und am nächsten Tag war er wieder lieb und nett und führte uns zum Mittagessen aus oder schenkte uns eine Kleinigkeit, um sein Verhalten wiedergutzumachen. Aber wenn wir etwas angestellt hatten, gab er uns eine Ohrfeige oder verpasste uns mit dem Gürtel eine Tracht Prügel.

Für uns war das völlig normal. Alle Väter schlugen damals ihre Kinder und kamen hin und wieder betrunken nach Hause. Unser Nachbar zog seinem Sohn die Ohren lang und jagte ihn mit dem Rohrstock, den er ins Wasser gelegt hatte, damit die Schläge noch schmerzhafter waren. Die Besuche im Wirtshaus gehörten einfach zum Dorfleben und waren im Großen und Ganzen auch harmlos. Manchmal leisteten die

Frauen und Kinder den Familienvätern Gesellschaft, und wir Kinder empfanden es immer als Ehre, wenn wir bei den Erwachsenen sitzen durften und auch noch Nachtisch bekamen. Oder wir saßen im Nebenzimmer, tranken Limonade oder eine kleine Cola, spielten Brettspiele, blätterten in Zeitschriften oder sahen fern. Da saßen wir dann bis Mitternacht und dachten: »Mann, das ist toll!«

Erst Jahre später erkannte ich, dass sich hinter der Gemütlichkeit Verbitterung und Angst verbargen. Wir wuchsen unter Männern auf, die sich als Verlierer fühlten. Ihre Generation hatte den Krieg begonnen und verloren. Im Krieg hatte mein Vater als Polizist bei den deutschen Streitkräften gedient. Er war in Belgien, Frankreich und Nordafrika gewesen, wo er sich mit Malaria angesteckt hatte. 1942 war er in Stalingrad und erlebte dort die grausamste Schlacht des Krieges. Das Haus, in dem er sich verschanzt hatte, wurde von den Russen bombardiert. Er war drei Tage lang unter den Trümmern eingeschlossen, war am Rücken verletzt und hatte Granatsplitter in beiden Beinen. Monatelang lag er in einem Lazarett in Polen, bis er so weit wiederhergestellt war, dass er heim nach Österreich kommen und dort wieder für die Gendarmerie arbeiten konnte.

Wenn die Männer betrunken waren, hörte ich sie manchmal über den Krieg reden. Ich kann erahnen, wie schmerzlich das für sie gewesen sein muss. Sie waren besiegt und geschlagen worden und hatten Angst, dass es noch nicht vorbei war, dass die Russen eines Tages kommen und sie zwingen würden, Moskau oder Stalingrad neu aufzubauen. Sie waren wütend. Sie versuchten, die Wut und die Demütigung zu unterdrücken, aber die Enttäuschung saß tief. Man muss sich das einmal vorstellen: Da wird einem versprochen, dass man Bürger eines großen neuen

Reichs wird. Jede Familie soll in den Genuss aller erdenklichen Annehmlichkeiten kommen. Aber stattdessen kehrt man heim in ein zerstörtes Land, das in Trümmern liegt. Es gibt kaum Geld, die Lebensmittel sind knapp, und alles muss neu aufgebaut werden. Aber das Schlimmste ist, dass man keine Möglichkeit hat, das Erlebte zu verarbeiten.

Mein Vater litt unter den Folgen seiner Verwundungen und der Malaria. Er hatte gesehen, wie seine Kameraden von Granaten zerfetzt wurden, wie sie verbluteten und im Sterben ihre letzte Zigarette rauchten. Er war in Stalingrad knapp der russischen Kriegsgefangenschaft entgangen. All das waren genug Gründe für ein schweres Trauma. Wie sollte er damit fertigwerden, wenn man nicht darüber sprach?

Nicht nur die Erlebnisse meines Vaters, auch das gesamte Dritte Reich wurde offiziell totgeschwiegen. Alle Beamten – die Mitarbeiter der lokalen Behörden, die Lehrer und Polizisten – mussten sich dem Entnazifizierungsverfahren der Siegermächte unterziehen, bei dem sie befragt und ihr Werdegang überprüft wurde. So wollte man herausfinden, ob jemand ein überzeugter Nationalsozialist gewesen war oder sich gar in einer Position befunden hatte, die Kriegsverbrechen anordnen oder ausführen konnte. Alles, was mit der NS-Zeit zu tun hatte, wurde beschlagnahmt – Bücher, Filme, Plakate, sogar persönliche Tagebücher und Fotos. Man musste alles aufgeben. Der Krieg sollte aus dem Gedächtnis getilgt werden.

Meinhard und ich bekamen das nur am Rande mit. Bei uns zu Hause gab es einen prächtigen Bildband, den wir, wenn wir »Priester« spielten, als Bibel verwendeten, weil er größer als unsere eigentliche Familienbibel war. Einer von uns stand da und hielt das Buch aufgeschlagen in der Hand, während der andere die »Messe« las. Das Buch war in

Wirklichkeit ein Bildersammelalbum, das die Errungenschaften des Dritten Reichs propagieren sollte. Es gab verschiedene Kategorien - etwa große staatliche Bauvorhaben wie Tunnel und Dämme, Hitlers Auftritte und Reden, große neue Schiffe, wichtige Denkmäler oder Schlachten, die in Polen geschlagen worden waren. Anfänglich waren die Seiten leer und hatten nur nummerierte Stellen. Wenn man einkaufte oder in eine Kriegsanleihe investierte, bekam man ein Bild mit einer Nummer, das man ins Album klebte. Wenn man alle Sammelbilder hatte, gab es einen Preis. Ich liebte die Bilder von prächtigen Bahnhöfen und starken, dampfenden Lokomotiven. Besonders faszinierte mich ein Bild, das zwei Männer auf einer kleinen Handhebeldraisine zeigte. Durch das Auf-und-ab-Bewegen des Hebels konnten sie sich allein mit Muskelkraft fortbewegen. Mir erschien das wie der Inbegriff von Abenteuer und Freiheit.

Meinhard und ich hatten keine Ahnung, was wir uns da ansahen, doch eines Tages, als wir wieder Priester spielen wollten, war das Buch verschwunden. Wir suchten überall. Schließlich fragte ich meine Mutter, wo das schöne Buch sei: Immerhin war das unsere Bibel! Sie sagte nur: »Wir mussten es abgeben.« Später bat ich meinen Vater manchmal: »Erzähl mir vom Krieg.« Oder ich stellte ihm Fragen danach, was er getan oder durchgemacht hatte. Aber er sagte nur: »Da gibt es nichts zu erzählen.«

Seine Lebensdevise war Disziplin. Wir hatten einen strengen, immer gleichen Tagesablauf: Wir standen um sechs Uhr auf, dann mussten Meinhard oder ich zum nächsten Bauernhof laufen und Milch holen. Als wir ein bisschen älter waren und anfangen, Sport zu treiben, kam zu unseren häuslichen Pflichten noch das Training hinzu. Unser Frühstück mussten wir uns mit Sit-ups verdienen.

Nachmittags nach den Hausaufgaben und der Hausarbeit wurden wir nach draußen zum Fußballtraining geschickt, egal wie schlecht das Wetter war. Wenn wir nicht gut spielten, wussten wir, dass unser Vater uns ausschimpfen würde.

Er war auch fest davon überzeugt, dass man sein Gehirn trainieren musste. Sonntags nach der Messe machten wir regelmäßig einen Ausflug. Wir besuchten ein anderes Dorf, sahen uns ein Theaterstück an oder einen Auftritt der Polizeikapelle. Abends mussten wir dann einen Erlebnisaufsatz schreiben, mindestens zehn Seiten. Mein Vater las ihn durch und gab uns unser Werk, übersät mit roten Korrekturen, zurück. Wenn wir ein Wort falsch geschrieben hatten, mussten wir es fünfzig Mal abschreiben.

Ich liebte meinen Vater und eiferte ihm in allem nach. Ich weiß noch, dass ich als kleiner Junge einmal seine Uniform anzog und mich vor dem Spiegel auf einen Stuhl stellte. Die Jacke reichte mir fast bis zu den Füßen, und die Mütze rutschte mir über die Nase. Für unsere kindlichen Probleme hatte mein Vater allerdings keine Geduld. Wenn wir ein Fahrrad wollten, sagte er uns, dass wir dann eben das Geld dafür verdienen müssten. Ich hatte immer das Gefühl, seinen Ansprüchen nicht zu genügen, nicht stark oder klug genug zu sein. Er gab mir zu verstehen, dass man immer noch alles besser machen konnte.

Viele Söhne wären von seinen Anforderungen erdrückt worden, doch auf mich färbte seine Disziplin ab. Seine Haltung war für mich ein steter Ansporn.

Meinhard und ich standen uns sehr nah. Wir schliefen in einem Zimmer, bis ich achtzehn war und zum österreichischen Bundesheer ging. Ich hätte gar kein eigenes Zimmer gewollt. Bis heute fühle ich mich wohler,

wenn ich vor dem Einschlafen noch mit jemandem reden kann.

Wie so oft bei Brüdern waren wir auch Konkurrenten, immer bestrebt, den anderen auszusteichen und in der Gunst unseres Vaters aufzusteigen, der selbst auch vom Wettkampfdenken geprägt war. Mit den Worten »Schauen wir mal, wer schneller ist« ließ er uns oft zum Wettlauf antreten. Wir waren größer als die meisten anderen Jungen, aber da ich ein Jahr jünger war als Meinhard, gewann im direkten Vergleich meist er.

Ich hielt daher stets nach Gelegenheiten Ausschau, wo ich im Vorteil war. Meinhards wunder Punkt war seine Angst vor der Dunkelheit. Mit zehn schloss er die Volksschule in unserem Dorf ab und kam auf die weiterführende Schule nach Graz. Dafür musste er mit dem Bus fahren, doch bis zur Bushaltestelle brauchte man von unserem Haus zwanzig Minuten zu Fuß. Das Problem für Meinhard war, dass die Sonne an kurzen Wintertagen bei Schulschluss schon untergegangen war und er im Dunkeln nach Hause gehen musste. Er hatte so große Angst, dass er nicht allein laufen wollte, daher hatte ich die Aufgabe, ihn an der Bushaltestelle abzuholen und heimzubegleiten.

Mir war der Wald bei Dunkelheit natürlich auch nicht ganz geheuer, schließlich war ich erst neun. In Thal gab es keine Straßenlaternen, und abends war es im Dorf stockdunkel. Die Straßen und Wege führten wie in den Märchen der Brüder Grimm durch dichte Nadelwälder, wo es selbst bei Tag finster war. Wir waren mit diesen schrecklichen Geschichten aufgewachsen, sie waren Teil unserer Kultur. Ich selbst würde sie meinen Kindern nie vorlesen. Es gab darin immer eine Hexe, einen Wolf oder ein anderes Ungeheuer, das nur darauf wartete, dem Kind etwas anzutun. Dass unser Vater Polizist war, verschlimmerte

unsere Angst noch zusätzlich. Er nahm uns manchmal mit auf »Patrouille« und tat so, als wäre er einem Verbrecher oder Mörder auf der Spur. Wenn wir an eine freistehende Scheune auf einer Wiese kamen, ließ er uns warten, während er mit gezogener Waffe das Scheuneninnere kontrollierte. Gelegentlich machte auch die Nachricht die Runde, dass er und seine Leute einen Dieb gefasst hatten. Dann rannten wir zum Gendarmerieposten und bestaunten den Übeltäter, der mit Handschellen an einen Stuhl gefesselt war.

Der Weg zur Bushaltestelle verlief nicht einfach auf einer normalen Straße. Er wand sich an der Burgruine vorbei und am Waldrand entlang ins Tal. Als ich eines Abends unterwegs war und nervös zwischen den Bäumen Ausschau hielt, ob dort nicht etwas Unheimliches lauerte, tauchte wie aus dem Nichts ein Mann vor mir auf. Das Mondlicht war gerade hell genug, um seine Gestalt und seine beiden glänzenden Augen zu erkennen. Ich blieb wie angewurzelt stehen und schrie auf. Wie sich herausstellte, war es nur ein Feldarbeiter aus dem Dorf, der in die andere Richtung unterwegs war, aber wenn er ein böser Riese gewesen wäre, hätte er mich auf jeden Fall erwischt.

Vor den anderen verdrängte ich meine Angst, weil ich zeigen wollte, dass ich der Stärkere war. Mir war es extrem wichtig, meinen Eltern zu beweisen: »Ich bin tapfer, Meinhard nicht, obwohl er ein Jahr und vierzehn Tage älter ist.«

Meine Entschlossenheit zahlte sich im wahrsten Sinne des Wortes aus. Dafür, dass ich Meinhard abholte, bekam ich von meinem Vater 5 Schilling pro Woche. Meine Mutter nutzte meine Furchtlosigkeit und schickte mich einmal die Woche auf den Bauernmarkt zum Einkaufen. Der Weg dorthin führte ebenfalls durch einen finsternen Wald. Auch

dafür bekam ich 5 Schilling, die ich freudig für Eis oder für meine Briefmarkensammlung ausgab.

Die Sache hatte jedoch einen Nachteil: Meine Eltern nahmen Meinhard noch mehr in Schutz und kümmerten sich stärker um ihn als um mich. In diesem Sommer 1956 schickten sie mich in den Ferien zum Arbeiten auf den Hof meiner Patentante, während mein Bruder zu Hause bleiben durfte. Mir gefiel zwar die körperliche Arbeit, ich fühlte mich jedoch übergangen, als ich nach meiner Rückkehr erfuhr, dass meine Eltern mit Meinhard einen Ausflug nach Wien gemacht hatten.

Wir entwickelten uns in unterschiedliche Richtungen. Während ich den Sportteil der Zeitung verschlang und bald die Namen sämtlicher Sportler kannte, entwickelte Meinhard eine Vorliebe für den *Spiegel*, den weder mein Vater noch meine Mutter lasen. Er machte es sich zur Aufgabe, jede Hauptstadt der Welt samt Einwohnerzahl sowie die wichtigsten Flüsse auswendig zu lernen. Das Periodensystem der chemischen Elemente und chemische Formeln konnte er herunterbeten. Er war besessen von Fakten aller Art und stellte unserem Vater immer wieder Fragen, um ihn auf die Probe zu stellen. Gleichzeitig entwickelte er eine Abneigung gegen jede Form körperlicher Arbeit. Er machte sich einfach nicht gern die Hände schmutzig. Schon bald ging er nur noch im weißen Hemd zur Schule. Meine Mutter machte diese Laune mit, beklagte sich aber bei mir: »Ich dachte, ich hätte schon alle Hände voll zu tun, die weißen Hemden deines Vaters zu waschen. Und jetzt fängt er auch noch mit den weißen Hemden an.« Schnell war man in der Familie der Meinung, dass Meinhard eines Tages einer Bürotätigkeit nachgehen und vielleicht sogar Ingenieur werden würde, während ich mir mein Geld als Arbeiter verdienen würde, weil es mir nichts ausmachte,

mich körperlich zu betätigen. »Möchtest du nicht Mechaniker werden?«, fragten meine Eltern oft. »Oder wie wäre es mit Schreiner?« Oder sie dachten, ich würde Polizist wie mein Vater. Ich hatte andere Vorstellungen. Irgendwie hatte sich in mir der Gedanke festgesetzt, dass ich nach Amerika gehen würde. Ich hatte keine konkreten Vorstellungen. Einfach ... *Amerika*. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam. Vielleicht wollte ich der Mühsal in unserem Dorf oder dem unerbittlichen Tagesablauf meines Vaters entkommen, vielleicht war es auch die Begeisterung, mit der ich jeden Tag nach Graz zur Schule fuhr, seit ich im Herbst 1951 dort in die fünfte Klasse der Hauptschule gekommen war, auf der Meinhard bereits war. Verglichen mit Thal war Graz eine echte Metropole, mit Autos, Läden und befestigten Gehsteigen. Es gab dort zwar keine Amerikaner, aber die amerikanische Kultur war überall präsent. Die Kinder spielten Cowboy und Indianer. In den Schulbüchern sahen wir Fotos von amerikanischen Städten, Vororten, Wahrzeichen und Highways, und auf klapprigen Projektoren wurden uns körnige Schwarz-Weiß-Filme über das Leben in den USA vorgeführt.

Noch wichtiger war: Wir brauchten Amerika für unsere Sicherheit. In Österreich war der Kalte Krieg unmittelbar zu spüren. Wenn es eine Krise gab, musste mein Vater seinen Rucksack packen und wurde zur Verstärkung der Grenztruppen an die achtzig Kilometer weiter östlich liegende ungarische Grenze geschickt. Als die Sowjets 1956 den Ungarnaufstand niederschlugen, war mein Vater für die Versorgung von Hunderten Flüchtlingen zuständig, die in die Steiermark gekommen waren. Er richtete Auffanglager für sie ein und half ihnen bei der Weiterreise. Manche wollten nach Kanada, andere wollten in Österreich bleiben, und natürlich wollten auch viele in die USA. Er und seine Leute

arbeiteten mit den Familien zusammen, und auch wir Kinder mussten helfen und Suppe austeilen, was bei mir einen tiefen Eindruck hinterließ.

Unser Bild von der Welt wurde hauptsächlich durch das *NonStop* geprägt, einem bekannten Kino im Zentrum von Graz, in dem ausschließlich Wochenschauen gezeigt wurden. Die einstündigen Nachrichtenf়ilme liefen den ganzen Tag. Zuerst kamen Nachrichten aus aller Welt mit deutschem Kommentar, dann ein Micky-Maus-Film oder etwas Ähnliches und am Schluss Werbung in Form von Dias für verschiedene Grazer Geschäfte. Danach ertönte Musik, und dann ging alles wieder von vorn los. Das *NonStop* war nicht teuer – es kostete nur ein paar Schilling – und jede Wochenschau brachte uns aufs Neue zum Staunen. Elvis, wie er »Hound Dog« sang, Präsident Eisenhower bei verschiedenen Reden, Berichte über Düsenflugzeuge und stromlinienförmige amerikanische Autos, dazu Klatschgeschichten über Schauspieler. Das sind die Sachen, an die ich mich erinnere – es gab natürlich auch langweilige Beiträge und Berichte, die ich als Kind nicht begriff, etwa über die Suezkrise.

Amerikanische Spielfilme hinterließen bei uns einen noch tieferen Eindruck. Der erste Spielfilm überhaupt, den Meinhard und ich sahen, war ein Tarzan-Film mit Johnny Weissmüller. Ich dachte, er würde sich mit seiner Liane von der Leinwand direkt ins Publikum schwingen! Die Vorstellung, dass sich ein Mensch von Baum zu Baum hangelte und mit Löwen und Schimpansen redete, war ebenso faszinierend wie die Geschichte zwischen Tarzan und Jane. Ich fand Tarzans Leben großartig. Meinhard und ich sahen uns den Film gleich mehrere Male an.

Die zwei Kinos, in die wir hauptsächlich gingen, lagen einander gegenüber an einer der Hauptstraßen von Graz.

Meistens liefen dort Western, aber auch Komödien und Dramen. Das einzige Problem war die Altersbeschränkung, die streng überwacht wurde. In einen Elvis-Film zu kommen war einfach, aber all die anderen Filme, die ich sehen wollte – Western, Gladiatoren- und Kriegsfilme – waren erst ab sechzehn oder gar achtzehn Jahren freigegeben. Manchmal ließ mich ein freundlicher Kartenverkäufer warten, bis der Film angefangen hatte, und deutete dann mit einer Kopfbewegung an, in welcher Reihe der kontrollierende Polizist saß. Oder ich blieb am Seitenausgang stehen und schlich mich geduckt in den Saal.

Meine Kinobesuche finanzierte ich mit dem Geld, das ich mit meiner ersten eigenen Geschäftsidee verdient hatte: Ich hatte, im Sommer 1951, am Thalersee Eis verkauft. Der Thalersee war ein Badesee, wunderschön am östlichen Ende von Thal zwischen den Bergen gelegen, nur fünf Gehminuten von unserem Haus entfernt. Auch von Graz war er gut zu erreichen, und im Sommer kamen oft Tausende Besucher – zur Erholung, zum Schwimmen, Rudern oder Spielen. Am Nachmittag war ihnen dann heiß, und sie standen in langen Schlangen am Eisstand auf der Terrasse des Café-Restaurants an. Als ich das sah, wusste ich sofort, was ich zu tun hatte. Das Gelände rund um den See war so groß, dass man, je nachdem wo man seine Decke liegen hatte, zehn Minuten bis zum Eisstand brauchte, und bis man wieder zurück war, war das Eis schon halb geschmolzen. Ich überlegte, dass ich das Eis in der Waffel beim Eismann für einen Schilling das Stück kaufen und dann eine Runde um den See drehen und es für drei Schilling verkaufen könnte. Der Eisverkäufer war über die zusätzliche Absatzmöglichkeit erfreut und lieh mir sogar eine Kühltasche. Mit dem Eisverkauf verdiente ich bis zu 150 Schilling (fast 5 Euro) an

einem Nachmittag und wurde dazu noch angenehm braun, wenn ich in meinen kurzen Hosen unterwegs war.

Irgendwann war das Geld vom Eisverkauf jedoch aufgebraucht. Mittellos zu sein gefiel mir ganz und gar nicht. So kam ich im Herbst auf die Idee mit dem »Schnorren«. Ich schlich mich aus der Schule am Fröbelpark und schlenderte über den Kalvariengürtel, auf der Suche nach jemandem, der einigermaßen spendabel wirkte. Das konnte ein Mann mittleren Alters sein oder ein Student. Oder eine Bauersfrau, die für einen Tag in der Stadt war. Auf sie ging ich dann zu und sagte: »Verzeihung, aber ich habe mein Geld und meine Busfahrkarte verloren und weiß nicht, wie ich nach Hause kommen soll.« Manchmal wurde ich weggescheucht, aber meistens sagte die Frau so etwas wie: »Kannst du denn nicht besser aufpassen!« Wenn sie mich so ausschimpfte, wusste ich, dass ich ihr Herz erweicht hatte, denn als Nächstes seufzte sie und fragte: »Wie viel brauchst du denn?« Ich antwortete: »5 Schilling.« Ich bat die Leute immer, mir ihre Adresse aufzuschreiben, damit ich ihnen das Geld zurückzahlen könnte. Normalerweise sagten sie dann: »Nein, nein, das musst du mir nicht schicken. Pass das nächste Mal einfach besser auf.« An meinen besten Tagen schnorrte ich auf diese Weise 100 Schilling zusammen. Das reichte, um im Spielzeugladen und im Kino so richtig einen draufzumachen!

Die Sache hatte nur einen Haken: Ein Schüler wie ich, der sich mitten am Tag allein auf der Straße herumtrieb, war verdächtig. Außerdem kannten viele Leute in Graz meinen Vater. Es kam daher, wie es kommen musste – eines Tages erzählte jemand meinem Vater: »Ich habe heute in der Stadt Ihren Sohn auf der Straße gesehen, er hat eine Frau um Geld gebeten.« Daheim gab es natürlich großen Ärger und

eine gehörige Tracht Prügel. Und damit war meine Schnorrerkarriere beendet.

Dennoch beflügelten meine ersten Ausflüge in die Geschäftswelt meine Träume. Ich war absolut überzeugt, dass ich etwas Besonderes und zu Höherem geboren wäre. Ich wusste, dass ich eines Tages der Beste sein würde, allerdings wusste ich noch nicht, auf welchem Gebiet. Auf jeden Fall würde ich berühmt werden. Amerika war das mächtigste Land der Welt, also wollte ich dorthin.

Derartige Träumereien sind für Zehnjährige nicht ungewöhnlich. Aber ich nahm meinen Traum von Amerika wirklich ernst und redete darüber. Beim Warten auf den Bus sagte ich einem Mädchen, das ein paar Jahre älter war: »Ich geh eines Tages nach Amerika.« Sie sah mich nur an und sagte: »Ja, gewiss, Arnold.« Die anderen Kinder gewöhnten sich daran, dass ich immer wieder darüber sprach, und hielten mich für sonderbar, aber das konnte mich nicht davon abbringen, allen von meinen Plänen zu erzählen – meinen Eltern, meinen Lehrern, den Nachbarn.

Die Grazer Fröbelschule war nicht unbedingt darauf ausgerichtet, kommende Führungskräfte hervorzubringen. Als Hauptschule sollte sie die Schüler auf die Arbeitswelt vorbereiten. Jungen und Mädchen wurden getrennt in verschiedenen Flügeln des Gebäudes unterrichtet. Uns wurden Grundlagen in Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Religion, modernen Sprachen, Kunst und Musik vermittelt, allerdings in einem langsameren Tempo als am Gymnasium, dessen Schüler später einmal die Universität oder eine technische Hochschule besuchen sollten. Nach dem Abschluss der Hauptschule ging man normalerweise auf die Berufsschule oder machte eine Lehre oder fing direkt an zu arbeiten. Trotzdem kümmerten sich die Lehrer engagiert um unsere Bildung und versuchten, im

Rahmen ihrer Möglichkeiten unser Leben zu bereichern. Sie zeigten Filme, luden Opernsänger ein und machten uns mit bildender Kunst und Literatur bekannt.

Ich war so neugierig auf die Welt, dass mir die Schule keine sonderlichen Probleme bereitete. Ich lernte, machte meine Hausaufgaben und hielt mich immer im Mittelfeld der Klasse. Lesen und Schreiben verlangten mir einiges an Disziplin ab – ich hatte das Gefühl, dass ich mich darin mehr anstrengen musste als andere Klassenkameraden. Dafür fiel mir Mathematik leicht. Ich hatte ein hervorragendes Zahlengedächtnis und konnte gut kopfrechnen.

In der Schule ging es genauso streng und diszipliniert zu wie zu Hause. Was Schläge betraf, standen die Lehrer unseren Eltern in nichts nach. Einmal wurde ein Junge erwischt, der den Stift eines anderen Schülers gestohlen hatte, und der Schulpriester schlug ihm mit dem Katechismus so fest auf den Kopf, dass ihm noch stundenlang die Ohren klingelten. Und meinem Freund schlug der Mathematiklehrer so hart auf den Hinterkopf, dass er mit dem Gesicht auf den Tisch prallte und zwei Schneidezähne abbrachen. Elterngespräche waren etwas ganz anderes als heute. Heute finden sie selbstverständlich nicht vor den Augen der Kinder statt, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen. Bei uns mussten alle dreißig Schüler brav auf ihrem Platz sitzen, und der Lehrer sagte dann: »Hier sind eure Aufgaben. Die bearbeitet ihr in den nächsten Stunden, während ich mit euren Eltern spreche.«

Nacheinander kamen die Eltern herein, die Bauersfrau, der Fabrikarbeiter. Es war jedes Mal dasselbe. Sie grüßten den Lehrer mit großem Respekt und saßen still da, während er ihnen die Unterlagen auf seinem Pult zeigte und leise über die Leistung des Kindes sprach. Dann hörte man den Vater: »Aber manchmal ist er unfolgsam?« Und er wandte